

Nähe der schwebenden Filmperspektive zu jener des Schlachtfelds (wie in der militärisch-fotografischen Redeweise vom „Schnappschuss“ präsent) und der Beschleunigung beider Medien durch die Verkehrs- und Stadtentwicklung bei Döblin, Benn und Benjamin. Von den Antipoden zu Anfang der Filmgeschichte, Lumière und Méliès, über das „Ich als Nervenreizapparat“ (463) bei Benn und Lasker-Schüler zieht er Linien durch zur literarisch induzierten Montagetechnik und dem „morphing“ des Trickfilms und den expressionistischen „Bilderstromschnellen“ (466) bei Van Hoddiss, sowie der Ironie des „Heimatsfilm-Tiefenblicks“ und der „Schwebelage der Halbschlafbilder“ dort (466).

Manches aus den Anmerkungen wäre besser im Haupttext nachzulesen, etwa die nicht unwichtige Begründung zur Entwicklung der Gattung Autobiografie, aus der erhellt, warum die seit Augustinus als „Anliegen der Herzensschrift“ konzipierte Gattung im 20. Jahrhundert hinter dem Text bzw. seiner Materialität verschwindet und unter Bedingungen von Diskursprogrammen und Medien zum Konstrukt mutiert, das sich z. B. unter dem Eindruck von Datenerfassung oder möglichem polizeilichem Zugriff allzu oft in die Anonymität der Stile bis hin zu einer technischen Programmsprache zurückziehe, die den Erinnerungsprozess gegenüber der Aussage zurücktreten lasse (17, Anm. 10). Dagegen ist einzuwenden, dass so wichtige biographische Leistungen wie etwa Thomas Bernhard (»Die Ursache« – »Der Keller« – »Der Atem« – »Die Kälte« – »Ein Kind«), Walter Benjamin (»Berliner Kindheit im neunzehnhundert«) und Canettis mehrteilige Autobiographie (1977 bis posthum »Party im Blitz. Die englischen Jahre«, 2003) eine höchst individuelle *Écriture* demonstrieren, ja geradezu einen Übergang von Fiktionalität und Faktualität, die Köhnsens behaupteter Anonymität (auf Manfred Schneider fußend) entgegenstehen.

Köhnsens gewichtige und in chronologischen Schwerpunkten vorgehende Sammlung von „Studien“ zum »Optischen Wissen« glänzt letztlich mit einer Fülle innovativer Querbezüge zwischen Optik und Erzähltext, Augenlust und »Aufschreibesystemen« und bietet mit ihrem dem Folioformat nahen Umfang eine fast dem Handbuch angenäherte Synthese.

Volker Wehdeking (Stuttgart)

komparatistische Untersuchung moderner Erzähltexte und ihrer Verfilmungen, Göttingen 2007, sowie SANDRA POPPE und SASCHA SAILER (Hrsgg.), *Literarische Medienreflexion. Künste und Medien im Fokus moderner und postmoderner Literatur*, Berlin 2008. – Auch VOLKER WEHDEKING, *Generationenwechsel. Intermedialität in der deutschen Gegenwartsliteratur*, Berlin 2007, sowie DERS. (Hrsg.), *Medienkonstellationen. Literatur und Film im Kontext von Moderne und Postmoderne*, Marburg 2008, hätten in der sonst sehr aktuellen Bibliografie Aufnahme verdient. Denn Köhnsen (564 u. ö.) beginnt durchaus aktuell mit Hinweisen auf neue Romane von Thomas Pynchon und DANIEL KEHLMANN, *Ruhm. Ein Roman in neun Geschichten*, Reinbek bei Hamburg 2009.

MORITZ CSÁKY, *Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa, Wien, Köln, Weimar (Böhlau) 2010, 417 S.*

Dass dieses Buch, in dem der Autor sich offensichtlich vornimmt, ein sozialgeschichtliches Thema zu behandeln, sich auf unsere Gegenwart und ihre Problematik unmittelbar bezieht, wird von Moritz Csáky schon in den ersten Seiten betont und auch begründet. Die „Zuwanderung von „Fremden“, die in den letzten Jahrzehnten von der westlichen Öffentlichkeit wegen deren propagandistischen Missbrauchs seitens populistischer Bewegungen, wie auch im Lichte oft widersprüchlicher Haltungen von europäischen und amerikanischen Regierungen und Behörden gegenüber einem Phänomen, das ökonomisch eine einleuchtende Motivation hatte und hat, als eine fast unlösbare Frage wahrgenommen wurde, stellte laut Csáky bereits in der Vergangenheit eine „Realität des alltäglichen Lebens“ dar, die sich schon seit dem 19. Jahrhundert infolge der fortschreitenden Industrialisierung und Urbanisierung der Gesellschaft als Massenphänomen manifestierte. Die historische Reflexion über die Konflikte, die die Mobilitäten und Migrationen seit dem Beginn der Neuzeit stets begleiteten, aber auch über die Art und Weise, in der diese zur sozialen Dynamik gehörenden Vorgänge die synthetische Gestaltung der heutigen Welt geprägt haben, würde in einer eigentümlichen Dialektik dazu verhelfen, „Genealogien der Gegenwart“ (wie sie der Chicagoer Anthropologe Arjun Appadurai nannte) zu erstellen. Es geht darum, die Vorgänge so aufzuarbeiten, dass einerseits die für die Entwicklung der Moderne und Postmoderne typischen Prozesse anhand der Dekonstruktion von Mechanismen des zeitgenössischen globalen Systems entschlüsselt werden können, und andererseits die urbanen Milieus an der Wende zum 20. Jahrhundert in ihrer differenzierten Ausweitung und Ausformung als „Laboratorien“ verstehbar werden, in denen sich nicht zuletzt auch die Herausforderungen unseres Zeitalters mit all seinen „Krisenanfälligkeiten“ modellhaft abbilden.

Nicht zufällig meint Moritz Csáky, dass besonders die historisch-kulturelle Erfahrung in „Zentraleuropa“ („ein sprachliches Konstrukt, ein intellektuelles, ein epistemisches Vehikel, [...] ein ‚imaginaire‘“, aber jedoch „ein durchaus praktikables Modell“, um „sowohl spezifische, täglich erfahrbare kulturelle Analogien und Übereinstimmungen als auch Differenzen, Diversitäten, Krisen und Konflikte in einem umfassenderen Kontext in den Blick zu bekommen“) mit seiner dichten Verflechtung von „Fremdheiten“ und Heterogenitäten auf lokaler und regionaler Ebene die Unangemessenheit der üblichen Vorstellung einer geradlinig homogenisierenden, von dem nationalen Ethos getragenen Modernisierung sichtbar machen kann. Jene paradoxalen Identitäten von geographisch und politisch variablen Räumen, die sich nach Csáky tatsächlich aus einer vielschichtigen Pluralität sowohl von „Ethnien“ und Sprachen als auch von „entgrenzten“ Erinnerungen und „Spuren“ herausbilden, sind von den nationalen Geschichtsdiskursen im Dienste politischer Zielsetzungen programmatisch verhüllt und manipuliert worden, denn die durch „die performativen translatorischen Prozesse von Beeinflussungen, Wechselwirkungen und Veränderungen“ herbeigeführte Hybridisierung soziokultureller Strukturen passte überhaupt nicht in das Bild des Nationalstaates als „teleologischen Endpunkt[s] der Entwicklung der Völker“. In seiner Kritik des Begriffes „Nationalkultur“ weist der Verf. darauf hin, dass nationale Kriterien bei der Klassifikation sozial-kultureller Aspekte mit großer Vorsicht anzuwenden sind, denn aus historischer Perspektive werden solche Rahmen als ideologische Merkmale eines dem spezifischen Kontext des europäischen 19. Jahrhunderts entsprechenden essentialistischen Denkens und seines „hegemonialen Narrativs“ bewusst.

Dem entgegen entwirft Csáky auf den Spuren von Bronislaw Malinowski und im Gleichklang mit der Vision eines Clifford Geertz eine Definition der Kultur, die die Gewichte von jedwelchen „Substanzen“ hin zu der prozessuellen Dynamik der Kommunikation verschiebt, in deren Mittelpunkt die Funktionalität des menschlichen Verhaltens situiert wird: Kultur bedeute „das gesamte Ensemble von Elementen, das heißt von Zeichen, Symbolen oder Codes [...], mittels derer Individuen in einem sozialen Kontext, nach einem gewissen Regelsystem, verbal und nonverbal kommunizieren“. Dem reduktionistischen Muster des „Nationalen“ hält Csáky ein Konzept entgegen, das unter der Metapher des „Raumes“ die Mobilität einer ständigen, umfangreichen und vielfältigen Produktion von unterschiedlichsten Zeichen, Symbolen oder Codes illustrieren möchte, wobei dieser Raum völlig beweglich, d. h. ohne jegliche Limits als „Zwischenraum“ aufzufassen ist, wo „Differenzen nicht einfach ‚vermischt‘, sondern anerkannt und offengelassen werden“. Dieser offene Raum ist charakterisiert, so Csáky, durch Polyzentrismus und Ineinanderwachsen von Zentrum und Peripherien, „poröse Übergänge“ zwischen entterritorialisierten, „Passagen“-artigen, „relationalen“ Kommunikationsräumen („Nicht-Orten“), wechselseitig bereichernde, konnotative „Übersetzungen“ und mehrdeutige Interpretationsangebote von Zeichen und Codes, und nicht zuletzt durch eine im wörtlichen und auch übertragenen Sinne als „grenzüberschreitende Kreolisierung“ verstandene Vielsprachigkeit. Daher stimmt er wiederum Clifford Geertz' Meinung zu, dass „Kohärenz“ nicht „der ausschlaggebende Gültigkeitsbeweis für die Beschreibung einer Kultur“ ist. Vielmehr würde diese urbane Heterogenität einen möglichen Schlüssel zu der imposanten geistigen Produktivität Zentraleuropas an der Schwelle des 20. Jahrhunderts liefern, gerade „indem man zwischen unterschiedlichen ‚mémoires culturelles‘ sich zu bewegen gezwungen war und diese ‚Fremdelemente‘ unverhofft zu etwas Neuem zusammenführen wusste“.

Getreu seinem Historikerberuf kann und will Moritz Csáky keinesfalls die eigenen kulturtheoretischen Ansätze, die sich allerdings in den Fachdiskussionen der letzten Jahre immer mehr durchgesetzt haben, jenseits einer gründlichen Prüfung anhand eines ausführlichen Beweismaterials formulieren, das nicht nur aus geschichtlichen „Fakten“ schöpft, sondern auch aus einem reichen Vorrat von Argumenten aus dem „literarischen“ Bereich. Mehr als die Hälfte des Bandes enthält gründliche Analysen der Situation urbaner Milieus Zentraleuropas in der Epoche der rasenden Modernisierung am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts, hauptsächlich Wiens, aber auch der „peripherischen“ Zentren Budapest, Pressburg, Czernowitz, Triest, Leutschau, Prag in der k. u. k. Monarchie und Breslau außerhalb deren Grenzen. In der Folge bildet eine Vielzahl von Belegen ein puzzleartiges Geflecht anschaulicher Materialien, die die Thesen Csákys bekräftigen sollen, sei es hinsichtlich der Interaktion zwischen der von der Modernisierung verursachten „vertikalen“ Ausdifferenzierung in der Gesellschaft und der „horizontalen“, d. h. traditionell sprachlichen und kulturellen Differenzen in der Region, oder sei es auch in Bezug auf die wesentliche Rolle, die die nonverbale Kommunikation – als Pendant zum angeblich homogenisierend wirkenden sprachlichen Verkehr – als heterogene Grundlage einer zentraleuropäischen Identität gespielt habe.

Im Falle Wiens (um 1900 die größte „tschechische“ Stadt und die drittgrößte „jüdische“ Stadt Europas) rekonstruiert der Verf. akribisch die von der „kolonialen“ Attitüde des deutschen Nationalismus nur oberflächlich getroffene „hybride Polyfonie der Stadt“, was ihn zu der Schlussfolgerung führt, dass deren Identifikation „mit bloß einer (nationalen) Kultur“ durchaus trügerisch sei. Dieses „polyphone“ (und polyglotte) Werden Wiens, das noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine vorwiegend deutschsprachige Stadt

war, kontrastiert allerdings mit der gegenläufigen Entwicklung in Ofen/Pest: Dort nahm die einstige Polyglossie, die nach Csáky in keinem Widerspruch zum Bekenntnis der nichtungarischsprachigen (meist deutschsprachigen) Intellektuellen zum „Hungarentum“ als heimatliche Zugehörigkeit gestanden habe, unter dem Druck der Ideologie der magyarischen Staatsnation – trotz der denkwürdigen Warnung seitens eines Istvan Széchenyi aus dem Jahre 1842 – nach 1848 und besonders nach 1867 dramatisch ab. In der Konsequenz wurden „Mehrfachidentitäten“ allmählich marginalisiert, wobei das kulturell „Hybride“ jedoch keinesfalls eliminiert werden konnte, wie dessen Konservierung und Tradierung in der nonverbalen Sphäre zeigt (siehe die Musik von Belá Bartók).

Die Diskussion um das gegensätzliche Paar „verbal/nonverbal“ führt zwangsläufig zu Überlegungen, wie die Literatur als Ergebnis einer sprachlichen Praxis in das Ensemble eingeordnet werden kann. Beginnend mit „Tatsachen“, wie der Zweisprachigkeit von Autoren wie Tadeusz Rittner, Ivan Cankar, Ivan Franko oder Ludwig Dóczy während ihrer Wiener Periode, spannt sich der Bogen über interessante Bemerkungen zum Budapester Sprachjargon mit seinen Entlehnungen aus dem Deutschen, Jiddischen oder slawischen Sprachen anhand von Texten von Frigyes Karinthy, Ferenc Molnar, Gyula Krudy oder Dezső Kosztolányi, bis hin zu subtilen Kommentaren über die Prager „Kommunikationsräume“, in denen sich deutsch- und tschechischsprachigen Intellektuellen begegneten, wobei in der Person Franz Kafkas mehrere „sich überlappende kulturelle ‚Räume‘“ zusammen zu laufen schienen. Dabei sammelt Moritz Csáky zahlreiche Argumente gegen die konventionelle Literaturgeschichtsschreibung, in der die Nationalsprachen noch als Hauptbezug gelten. In diesem Sinne würde er zum Beispiel die Formel „Wiener Literaturen“ für legitim halten, ebenso wie das Konzept einer „transkulturellen Literaturwissenschaft“, in der „die konkrete sprachliche Artikulation zuweilen von sekundärer Bedeutung wird“ – wie dies ansatzweise von dem ungarischen Komparatisten György M. Vajda in seinem Buch ›Wien und die Literaturen der Donaumonarchie. Zur Kulturgeschichte Mitteleuropas 1740–1918‹ (Wien u. a. 1994) skizziert wurde.

Auch gegenüber Versuchen, eine „österreichische“ (National)-Kultur zu konfigurieren, reagiert Csáky skeptisch – die berühmte Stelle aus Musils ›Mann ohne Eigenschaften‹ zitierend, wo die Autorenstimme Diotimas Traum von einer „alten österreichischen“ Kultur ironisch vorstellt –, um zu schließen, dass eine solche Konstruktion „jedoch [...] in Wirklichkeit offen, durchlässig und hybrid [bleibt]“. Zitate und Hinweise auf Musil, Hofmannsthal, Schnitzler, Hermann Bahr, Karl Kraus, Stefan Zweig, Joseph Roth u. a. begleiten stets die gelehrten Betrachtungen des Verf., der sich eben von der Nüchternheit „österreichischer“ Autoren bestätigt fühlt – die manchmal auch utopische Akzente zeigen, wie die Mitteleuropa-Initiativen Hofmannsthals nach dem Ersten Weltkrieg, oder die Diktion der metaphorischen „Heterotopie“ des Hotels in Texten von Roth. Die Wiener „Schnittstellen“ der verschiedenen Kommunikationsräume, wie Kaffeehäuser, Redaktionen, Theater oder „Prater“, die als die eigentlichen Knotenpunkte der „Entgrenzung“, wo die Prozesse der „Translationen“ sich vollziehen durften, angeführt werden, aber auch die „Mikrokosmen“ in den Provinzen der Monarchie werden von Csáky dank einem enormen kultur- und literaturgeschichtlichen Wissen erfasst. Dadurch wird das vorliegende Buch auch zu einem methodologischen Projekt, das die im kulturellen Gedächtnis gespeicherten „Gegebenheiten“ eines räumlich-zeitlich bestimmbaren Längsschnitt „anders“ als nach den tradierten komparatistisch-literaturgeschichtlichen „Vorbildern“ zu artikulieren unternimmt.

Moritz Csáky dialogisiert auf gleicher Augenhöhe mit den bedeutendsten Namen der Kulturtheorie der letzten Jahrzehnte, von Niklas Luhmann, Michel Foucault, Gilles

Deleuze/Felix Guattari, Erving Goffman bis zu Ernst H. Gombrich, Aleida Assmann, Homi K. Bhabha oder Stuart Hall; er übernimmt gerne „gute“ Ideen, nicht selten ergänzt er sie oder setzt sie fort, manchmal aber weist er auf Unzulänglichkeiten hin oder polemisiert mit ihren Autoren, wie zum Beispiel mit Steven Beller, dessen „ethnische Norm“ in der Definition des Judentums er für unakzeptabel hält und darum auch heftig kritisiert. Man kann an manchen Stellen des Buches auch den Pädagogen Csáky entdecken, der gelegentlich die Notwendigkeit empfindet, einiges zu wiederholen, „mit anderen Worten“ darzustellen, sogar zu fixieren. Auch dies erinnert an die außergewöhnliche Fähigkeit Moritz Csákys, die jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler anzusprechen und für die *cultural studies* zu begeistern. Dieses seines neueste Buch zeugt ebenso davon.

Andrei Corbea-Hoisie (Jassy)

Supported by CNCSIS-UEFISCSU, project number PN II-IDEI, code 2207/2008

Tagungsbericht

ZWEI- UND MEHRSPRACHIGKEIT IN DER LITERATUR UND KULTUR ZENTRALEUROPAS

Jahrestagung des Literatur- und kulturwissenschaftlichen Komitees der Österreichischen und der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, 16. bis 18. September 2010, Budapest.

Vom 16. bis 18. September 2010 trafen sich die Mitglieder des Literatur- und kulturwissenschaftlichen Komitees der Österreichischen und der Ungarischen Akademie der Wissenschaften mit jungen Wissenschaftlern in der Széchényi-Nationalbibliothek in Budapest zum Thema ›Zwei- und Mehrsprachigkeit der Literatur und Kultur Zentraleuropas‹.

Wie MORITZ CSÁKY in seinem Eröffnungsvortrag verdeutlichte, teilten sich im 19. Jahrhundert zumindest dreizehn größere Sprachgruppen den Vielvölkerstaat der Habsburger. Diese Vielsprachigkeit der Gesamtregion verdichtete sich durch modernisierungsbedingte Migration vor allem in den urbanen Milieus, in denen unterschiedliche verbale und non-verbale kulturelle Kommunikationsräume konkurrierten und sich überlappten. Zwei- oder Mehrsprachigkeit – vor allem in der literarischen Produktion – eignete dabei weniger den Vertretern der dominanten Sprache, die sich gegen Mehrsprachigkeit auch mit politischen Mitteln zur Wehr setzten (vgl. die Badeni-Krise 1897). Wie in der Gegenwart war sie fast ausschließlich für Personen und Gruppen typisch, welche die „Grenzsituation“ der Peripherie repräsentierten und so zu „Übersetzern“ avancierten.

Die gelebte Vielsprachigkeit als Äußerungsform einer hybriden Kultur im 19. Jahrhundert hatte dabei, das führte ISTVÁN FRIED in seinem Vortrag an vielen Fallbeispielen vor, schon eine lange Geschichte: Einerseits wurden in einzelnen Regionen Zentraleuropas zwei oder gar drei Sprachen nebeneinander gesprochen, eine Vielfalt, die sich im interliterarischen Prozess in den verschiedensten Formen von „Kreuzungen“ und „Rückkreuzungen“ zeigte. Andererseits stand die Geschichte dieser Sprachmischungen ihrerseits im Spannungsfeld der sich bis in das 19. Jahrhundert emanzipierenden Nationalsprachen und dem Universalismus des lange fortwirkenden Lateins.

Wie komplex der Befund im Detail aussehen kann, bewies PÉTER LŐRKÖS am Beispiel der Zwei- und Mehrsprachigkeit in der siebenbürgisch-sächsischen Geschichtsschreibung des 16. und 17. Jahrhunderts: Autoren wie Christian Schesäus, Michael Weiß, Mathias Miles, Georg Krauss, die weniger bekannten Michael Seybriger, Johann Stamm und Anonyme verfassten ihre Annalen oft zwei- oder dreisprachig (z. B. Deutsch-Lateinisch, Deutsch-Lateinisch-Ungarisch). Die oft vertretene These, dass der Einsatz anderer Sprachen als Latein ein weniger gelehrtes Zielpublikum adressieren sollte, interpretiert dabei die Sprachenvielfalt in diesen Werken nicht schlüssig: Eine Tendenz geht zwar dahin, affektiv besetzte Gegen-